

Wenn Glaube Feuer fängt

Wie eine sterbende Gemeinde zu neuem Leben fand

Jim Cymbala / Dean Merrill

Titel der amerikanischen Originalausgabe: Fresh Wind, Fresh Fire

© 1997, 2018 by Jim Cymbala

Published by Zondervan, 3900 Sparks Dr. SE, Grand Rapids, Michigan 49546.

German edition published by arrangement with HarperCollins Christian Publishing Inc.

All rights reserved.

Bibelstellen werden, wenn nicht anders angegeben, zitiert nach:

Gute Nachricht Bibel, revidierte Fassung,

© 1997 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart.

Mit NGÜ gekennzeichnete Verse stammen aus:

Neue Genfer Übersetzung - Neues Testament und Psalmen,

© 2011 Genfer Bibelgesellschaft.

© der deutschen Ausgabe 2023 Movement Verlag

Inhaber: David Schäfer, Katendeich 58, 21035 Hamburg

Übersetzung: Annette Schalk, Wolfgang Klöckner

Satz & Umschlaggestaltung: chalvi Werbeagentur GbR, www.chalvi.de

Umschlagfoto: depositphotos.com

Printed in Germany

ISBN 978-3-944533-18-6

Bestellnr. 2023002

www.movement-verlag.de

Für dieses Buch sind Mengenpreise erhältlich.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind über www.dnb.d-nb.de abrufbar.

INHALT

Teil I: Gottes Verheißung	5
Kapitel 1: Die Neueinsteiger.....	7
Kapitel 2: Eine Gemeinde »fängt Feuer«	25
Kapitel 3: Ein Lied für die Verzweifelten	39
Kapitel 4: Die bedeutendste Entdeckung aller Zeiten	57
Kapitel 5: Der Tag, an dem Jesus wütend wurde	73
Teil II: Ablenkung vom Willen Gottes	95
Kapitel 6: Eine Zeit des Bebens.....	97
Kapitel 7: Der Reiz des Neuen.....	115
Kapitel 8: Der Reiz des Marketing.....	133
Kapitel 9: Der Reiz der Lehre ohne Vollmacht	151
Teil III: Der Weg nach vorn.....	171
Kapitel 10: Zu clever für unseren Gott?	173
Kapitel 11: Auf der Suche nach gewöhnlichen Helden.....	185
Ein Wort an Pastoren.....	201
Epilog	205

DIE NEUEINSTEIGER

Kapitel 1

Ich kämpfte mich an diesem Sonntagabend im Jahr 1972 gerade auf den Höhepunkt meiner nicht allzu ausgefeilten Predigt zu, als sich die Katastrophe ereignete. Als es geschah, wusste ich nicht, ob ich weinen oder lachen sollte.

Mein Schwiegervater hatte mich dazu überredet, Brooklyn Tabernacle zu leiten, eine bedauernswerte Gemeinde in der Innenstadt New Yorks an der Atlantic Avenue. Sie bestand aus einem schäbigen, zweigeschossigen Gebäude und der Kirchenraum bot noch nicht einmal 200 Personen Platz – nicht, dass wir auch nur annähernd so viel Platz benötigt hätten. Die Decke war niedrig, die Wände brauchten einen neuen Anstrich, die Fenster waren schmutzilig, und der blanke Holzboden war schon seit Jahren nicht mehr versiegelt worden. Aber für solche Reparaturen stand kein Geld zur Verfügung, ganz zu schweigen von dem Luxus einer Klimaanlage.

Carol, meine Ehefrau, tat an der Orgel gerade ihr Bestes, um eine andächtige Atmosphäre zu schaffen, während ich die etwa 15 Leute vor mir dazu einlud, persönlich auf meine Predigt zu antworten. Irgendjemand bewegte sich auf einer Bank zu meiner Linken, aber wohl weniger, weil ihn meine Predigt angesprochen hatte, als vielmehr, weil er keine Lust mehr hatte und sich fragte, wann dieser junge Prediger endlich alle nach Hause gehen lassen würde.

K-r-r-r-a-c-h!

Die Bank krachte und brach zusammen, wobei fünf Personen unsanft auf dem Boden landeten. Das Geräusch von Schnappen

nach Luft und Ächzen füllte den Raum. Meine kleine Tochter hielt diesen Augenblick vermutlich für den aufregendsten in ihrer bisherigen Kirchenlaufbahn. Ich unterbrach die Predigt, um den Leuten Zeit zu geben, sich vom Boden zu erheben und ihre verlorene Würde wiederzufinden. Mir fiel nichts Besseres ein, als ihnen nervös vorzuschlagen, sich auf eine andere Bank zu setzen, die stabiler zu sein schien, und den Gottesdienst möglichst schnell zu beenden.

Dieser Zwischenfall illustriert perfekt, wie meine erste Zeit im Amt aussah. Eigentlich wusste ich nicht wirklich, was ich tat. Ich hatte weder eine Bibelschule noch ein Seminar besucht. Ich war in Brooklyn in einer ukrainisch-polnischen Familie aufgewachsen und ging am Sonntag mit meinen Eltern zum Gottesdienst, hatte aber nie davon geträumt, einmal Pastor zu werden. Meine große Leidenschaft war schon immer Basketball gewesen, zuerst auf der Highschool, später auf der U. S. Naval Academy, wo ich im ersten Jahr den bestehenden Punkterekord brach. Dann verletzte ich mich am Rücken und musste aus der Navy ausscheiden. Ich besuchte schließlich die Universität von Rhode Island, wo ich drei Jahre lang im Basketballteam mitspielte. In meinem letzten Jahr war ich Kapitän des Teams; wir gewannen die Yankee Conference-Meisterschaften und spielten in der NCAA.

Mein Studienhauptfach war zunächst Soziologie, aber dann freundete ich mich mit Carol Hutchins an, der Tochter des Mannes, der damals in der Highschool mein Pastor war. Carol war eine begabte Organistin und Pianistin, obwohl sie das Notenlesen nie richtig gelernt hatte. Wir heirateten im Januar 1969, zogen in eine Wohnung in Brooklyn und arbeiteten beide in der hektischen Geschäftswelt von Manhattan. Wie viele frisch Verheiratete hatten wir nicht viele langfristige Pläne; wir bezahlten einfach unsere Rechnungen und genossen die Wochenenden.

Carols Vater, Reverend Clair Hutchins, hatte mir Bücher gegeben, die mein Interesse an geistlichen Dingen weckten. Er war mehr als nur Pastor einer Ortsgemeinde; er reiste häufig ins

Ausland, um bei evangelistischen Veranstaltungen zu predigen und andere Pastoren zu schulen. In den Vereinigten Staaten war er inoffiziell für die Betreuung von ein paar kleinen, unabhängigen Gemeinden zuständig.

Anfang 1971 schlug er Carol und mir ernsthaft vor, darüber nachzudenken, ob es vielleicht Gottes Plan für uns war, in den vollzeitlichen Dienst zu gehen.

»In Newark gibt es eine Gemeinde, die einen Pastor braucht«, sagte er eines Tages. »Die Leute dort sind sehr nett. Warum gebt ihr nicht einfach eure Jobs auf, geht im Vertrauen auf Gott los und seht, was er tun wird?«

»Aber ich habe doch überhaupt keine entsprechende Ausbildung«, protestierte ich. »Ich und Pastor? Ich habe gar keine Ahnung, was man als Pastor so macht!«

Doch Carols Vater entgegnete nur: »Wenn Gott jemanden beruft, dann ist das das Einzige, was wirklich zählt. Nur keine Angst!«

Und ehe ich mich versah, versuchte ich, eine winzige Gemeinde zu leiten, deren Mitglieder ausschließlich Farbige waren und die sich in einem der schwierigsten Missionsfelder Amerikas befand. Unter der Woche studierte ich systematisch das Wort Gottes; am Sonntag »lernte« ich, dieses Wort an Menschen weiterzugeben. Carols musikalische Fähigkeiten glichen viele meiner Fehler wieder aus und die Leute in der Gemeinde waren so nett, uns ein bescheidenes Gehalt zu zahlen.

Meine Eltern gaben uns eine Anzahlung für ein Haus und so zogen wir nach New Jersey um. Irgendwie brachten wir das erste Jahr hinter uns.

DOPPELTE VERPFLICHTUNGEN

Eines Tages rief mich mein Schwiegervater aus Florida an, wo er lebte, und bat mich um einen Gefallen. Er fragte mich, ob ich

an vier Sonntagabenden in der Brooklyn Tabernacle, einer anderen Gemeinde, die er betreute, den Predigtteil übernehmen könne. Diese Gemeinde hätte ein dauerhaftes Tief erreicht, sagte er. Ich war einverstanden, nicht ahnend, dass diese Entscheidung mein Leben für immer verändern sollte.

Ich spürte bereits beim Betreten der Gemeinde, dass sie große Probleme hatte. Der junge Pastor war entmutigt. Der Gottesdienst begann sehr zögerlich mit einer Handvoll Leute. Einige kamen zu spät. Der Stil der Anbetungszeit grenzte ans Chaotische; es war kaum eine einheitliche Richtung zu spüren. Der Pastor bemerkte, dass ein bestimmter Mann anwesend war – ein gelegentlicher Besucher der Gemeinde, der sang und sich dabei selbst auf der Gitarre begleitete –, und bat ihn ganz direkt, nach vorne zu kommen und ein Solo zu singen. Der Mann lächelte vage und sagte nein.

»Wirklich«, flehte der Pastor. »Wir würden uns sehr freuen, wenn Sie für uns sängen.« Der Mann weigerte sich weiterhin. Es war schrecklich. Schließlich gab der Pastor auf und machte mit Gemeindeliedern weiter.

Ich erinnere mich auch an ein weibliches Gemeindemitglied, das von sich aus einen Choral anstimmte – während die restlichen Besucher sich noch mitten in einem anderen Lied befanden, das der Pastor mit ihnen zu singen versuchte.

Es war sehr merkwürdig, aber nicht mein Problem. Ich war schließlich nur da, um vorübergehend auszuhelfen. (Schon allein die Tatsache, dass ich auf die Idee kam, in meinem Entwicklungsstadium als Pastor jemand anderem weiterhelfen zu können, zeigt, wie schlimm die Zustände in dieser Gemeinde waren.)

Ich hielt meine Predigt und fuhr nach Hause.

Nach dem Gottesdienst in der folgenden Woche schockierte mich der Pastor mit der Mitteilung: »Ich habe mich entschlossen, mein Amt in dieser Gemeinde aufzugeben und in einen

anderen Bundesstaat zu ziehen. Würden Sie Ihren Schwiegervater bitte davon in Kenntnis setzen?»

Ich nickte und sagte wenig. Als ich in dieser Woche mit meinem Schwiegervater telefonierte und ihm die Neuigkeiten unterbreitete, stand rasch die Frage im Raum, ob diese Gemeinde überhaupt weiterhin bestehen sollte.

Ein paar Jahre zuvor hatte meine Schwiegermutter zusammen mit einigen anderen Frauen darum gebetet, dass Gott in Brooklyn eine Gemeinde ins Leben rufen würde, die die Menschen in diesem Gebiet für sein Wort erreichen würde. So war diese Gemeinde entstanden – aber nun schien alles hoffnungslos.

Als wir darüber sprachen, was mit dieser Gemeinde geschehen sollte, erwähnte ich auch noch etwas, das der Pastor mir gesagt hatte. Er war sich sicher, dass sich einer der Mitarbeiter an der Kollekte bediente, weil die Summe nie den Beträgen entsprach, die die Leute auf die Umschläge schrieben, in die sie ihren Zehnten steckten. Kein Wunder, dass auf dem Gemeindekonto weniger als zehn Dollar waren.

Mein Schwiegervater war aber noch nicht bereit aufzugeben. »Ich weiß nicht – ich bin nicht sicher, dass Gott schon mit dieser Gemeinde abgeschlossen hat«, sagte er. »Wir sollten die Flinte nicht zu schnell ins Korn werfen.«

»Nun, Clair, was wirst du tun, wenn der Pastor die Gemeinde verlässt?«, fragte seine Frau, die am anderen Apparat mithörte. »Ich meine, in zwei Wochen ...«

Seine Stimme klang plötzlich fröhlicher: »Jim, wie wäre es, wenn du eine Zeit lang beide Gemeinden als Pastor betreust? Wir könnten ihr noch eine Chance geben und sehen, wie sich die Dinge entwickeln.« Das war kein Witz; er meinte es tatsächlich völlig ernst.

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Ich wusste nur eines: Ich hatte kein magisches Allheilmittel für alles, woran die Brooklyn Tabernacle-Gemeinde krankte. Doch mein Schwie-

gervater hielt an seinem Vorschlag fest und so fügte ich mich.

Statt nun als Anfänger in nur einer Gemeinde zu arbeiten, konnte ich mein »Vergnügen« verdoppeln. Im darauf folgenden Jahr sah mein Terminplan an den Sonntagen folgendermaßen aus:

- 9.00 Uhr: Aufbruch von zu Hause in New Jersey und Fahrt nach Brooklyn.
- 10.00 Uhr: Leitung des Morgengottesdienstes.
- 11.30 Uhr: Rückfahrt in raschem Tempo durch Manhattan und den Holland-Tunnel in die Gemeinde nach Newark, wo Carol und die anderen bereits mit dem Gottesdienst begonnen hatten. Predigt.
- Später Nachmittag: Carol und das Baby zu McDonald's ausführen, dann zurück nach Brooklyn für den Abendgottesdienst.
- Später Abend: Rückfahrt nach New Jersey, erschöpft und normalerweise entmutigt.

Und der Zustand der Gemeinde in Brooklyn war schrecklich. Von Zeit zu Zeit kamen Landstreicher während des Gottesdienstes herein. Die Besucherzahl sank auf weniger als 20 Besucher, weil eine Reihe von Leuten schnell beschloss, dass ich »zu reglementiert« sei, und lieber in andere Gemeinden ging.

Vor allem die Sonntagvormittage ohne Carol waren schwierig. Der Organist konnte nur einen einzigen Choral richtig spielen. Wir sangen ihn jede Woche, manchmal auch mehr als einmal. Alle anderen Liedvorschläge führten zu Stocken und Disharmonien. Es hatte nicht gerade den Anschein, als stünde diese Gemeinde vor einem großen Aufbruch.

Ich werde nie die Höhe der Kollekte am ersten Sonntagvormittag vergessen: 85 Dollar. Die Gemeinde musste jeden Monat allein schon 232 Dollar für ihre Hypothek bezahlen, ganz zu schweigen von den laufenden Kosten oder dem Gehalt

des Pastors.

Als die erste Hypothekenzahlung am Ende des Monats fällig war, hatten wir etwa 160 Dollar auf dem Gemeindep konto. Wie lange würde es dauern, bis die Gemeinde das Gebäude verlieren und auf der Straße stehen würde? An diesem Montag, meinem freien Tag, betete ich: »Herr, du musst mir helfen. Ich weiß nicht, was ich hier machen soll, aber eines weiß ich: Wir müssen diese Rate bezahlen.«

Ich kam am Dienstag wieder in die Gemeinde. »Vielleicht schickt ja einfach jemand unerwartet Geld«, sagte ich mir. »Bei George Mueller und seinem Waisenhaus in England passierte das doch so oft – er betete einfach und schon kam ein Brief oder ein Besucher und half ihm so aus der Not.«

Die Post kam – nur Rechnungen und Werbung.

Nun saß ich in der Falle. Ich ging hinauf in mein Büro, setzte mich an meinen kleinen Schreibtisch, senkte den Kopf und begann zu weinen.

»Gott«, schluchzte ich, »was soll ich machen? Wir können nicht einmal die Hypothek bezahlen.« An diesem Abend war Gottesdienst, aber ich wusste, dass mit Sicherheit nicht mehr als drei oder vier Leute kommen würden. Die Kollekte würde vermutlich weniger als zehn Dollar betragen. Wie sollte ich das durchstehen?

Ich schrie vielleicht eine Stunde lang zu Gott. Schließlich trocknete ich meine Tränen – und mir kam ein neuer Gedanke: Moment! Abgesehen von dem Briefschlitz in der Eingangstür hat die Gemeinde noch ein weiteres Postfach. Ich werde mal über die Straße gehen und nachschauen, was da drin ist. Gott wird meine Gebete ganz sicher erhören!

Mit neuer Zuversicht ging ich über die Straße, durchquerte das Postamt und sperrte das Postfach auf. Ich spähte hinein ...

Nichts.

Als ich wieder hinaus in die Sonne trat, donnerten Lkws über die Atlantic Avenue. Wenn mich einer von ihnen überfahren hätte, hätte ich mich wahrscheinlich auch nicht anders gefühlt. Ich war am Boden zerstört. Gab Gott uns auf? Tat ich etwas, das ihm nicht gefiel? Ich trottete müde über die Straße zu unserem kleinen Gebäude.

Als ich die Tür aufsperrte, erwartete mich eine Überraschung. Auf dem Boden der Eingangshalle lag etwas, das drei Minuten vorher nicht da gewesen war: ein einfacher weißer Briefumschlag. Keine Adresse, keine Briefmarke – nichts. Nur ein weißer Umschlag.

Ich öffnete ihn mit zitternden Händen ... und fand zwei 50-Dollar-Scheine.

Ich brüllte durch die leere Kirche: »Gott, du hast es geschafft! Du hast es tatsächlich geschafft!« Wir hatten 160 Dollar auf der Bank und mit diesen zusätzlichen 100 Dollar konnten wir die Hypothek bezahlen. Meiner Seele entfuhr ein lautes »Halleluja«. Was für eine Lektion für einen entmutigten Pastor!

Bis heute weiß ich nicht, von wem dieses Geld stammte. Ich weiß nur, dass es ein Zeichen für mich war, dass Gott nahe war – und auch in dieser Notlage immer bei uns.

DER DURCHBRUCH

Unser überfüllter Terminkalender brachte uns beide an den Rand der Erschöpfung und Carol und ich erkannten bald, dass wir uns für eine der beiden Gemeinden entscheiden mussten. Merkwürdigerweise begannen wir, uns zu Brooklyn hingezogen zu fühlen, obwohl unser einziges Gehalt von der Gemeinde in Newark kam. Bemerkenswerterweise legte Gott es uns beiden aufs Herz, uns für Brooklyn Tabernacle zu entscheiden. Irgendwie wussten wir, dass wir dorthin gehörten.

Jeder von uns suchte sich schnell einen zweiten Job – sie in der

Cafeteria einer Schule, ich als Basketballtrainer einer Schulmannschaft. Wir hatten keine Krankenversicherung; irgendwie brachten wir etwas zu essen auf den Tisch und bezahlten das Benzin für unser Auto, aber das war es auch schon.

Ich wusste nicht, ob dies zu den normalen Erfahrungen im Dienst zählte oder nicht; ich konnte mich an keinen vorgefassten Konzepten einer Bibelschule oder eines Seminars orientieren, weil ich so etwas nie besucht hatte. Wir tappten einfach so vor uns hin. Nicht einmal Carols Vater bot uns Rat und Hilfe an. Ich vermute, er dachte, wir würden mehr lernen, wenn wir erst einmal unsere eigenen Fehler gemacht hätten. Er sagte mir oft: »Jim, du musst mit Gottes Hilfe einfach deinen eigenen Weg finden, den Menschen zu dienen.«

An einem dieser Sonntagabende war ich so deprimiert von dem, was ich vor mir sah – und mehr noch von dem, was ich in mir spürte –, dass ich buchstäblich nicht predigen konnte. Nachdem ich fünf Minuten gepredigt hatte, blieben mir die Worte regelrecht im Hals stecken. Tränen stiegen mir in die Augen. Düstere Stimmung umfing mich. Ich konnte den Leuten nur sagen: »Es tut mir leid ... Ich ... Ich kann in dieser Atmosphäre nicht predigen ... Irgendetwas läuft hier völlig falsch ... Ich weiß nicht, was ich sagen soll – ich kann nicht weitermachen ... Carol, könntest du irgendetwas auf dem Klavier spielen, und wenn der Rest von Ihnen bitte hier nach vorne zum Altar kommen könnte? Wenn wir nicht endlich sehen, dass Gott uns hilft, dann weiß ich auch nicht ...« Nachdem ich dies gesagt hatte, brach ich ab. Es war mir peinlich, aber ich konnte nichts anderes machen.

Die Leute kamen nach vorne. Ich lehnte mich auf die Kanzel, mein Gesicht in die Hände gestützt, und weinte. Zuerst war alles ruhig, aber bald wurden wir mit dem Geist Gottes erfüllt. Die Leute begannen, Gott mit bewegenden Worten anzurufen.

»Gott hilf uns«, beteten wir. Carol spielte den alten Choral »Ich brauch dich, oh, ich brauch dich«, und wir sangen ihn im-

mer wieder. Es folgte eine Zeit der Fürbitte.

Plötzlich kam ein junger Mitarbeiter den Mittelgang heruntergelaufen und warf sich vor dem Altar nieder. Er begann zu weinen, als er betete.

Als ich ihm meine Hand auf die Schulter legte, blickte er auf, die Tränen strömten ihm über das Gesicht, und er sagte: »Es tut mir leid! Es tut mir so leid! Ich werde es nicht wieder tun. Bitte vergeben Sie mir.« Mir war sofort klar, dass er sich dafür entschuldigte, Geld aus der Kollekte genommen zu haben. Einen Augenblick lang machte mich sein unerwartetes Geständnis sprachlos.

An diesem Sonntag erlebten wir unseren ersten geistlichen Durchbruch. Ich musste nicht nachforschen, den Übeltäter mit seinem Fehlverhalten konfrontieren oder ihn dazu zwingen, ein Geständnis abzulegen. An einem einzigen Abend löste sich in einer Gebetszeit unser Problem Nummer eins (von scheinbar tausend).

An diesem Abend war ich an meinem absoluten Tiefpunkt angekommen; ich war von vermeintlich unüberwindbaren Hindernissen und von Dunkelheit umgeben, völlig verwirrt und nicht mehr in der Lage, meine Predigt fortzusetzen. Doch in dieser Situation machte ich eine für mich erstaunliche Entdeckung: Gott lässt sich von Schwachheit anziehen. Er kann denen nicht widerstehen, die demütig sind und ehrlich zugeben, wie verzweifelt sie ihn brauchen. Unsere Schwäche gibt ihm erst Raum, uns seine Macht zu zeigen.

Das Gleiche gilt auch für Menschen. Das Einzige, das hier zählt, ist Ehrlichkeit. Ich musste nicht den Schein aufrechterhalten, dass ich ein perfekter Pastor war. Ich musste das Wort Gottes einfach nur so gut predigen, wie ich konnte, und dann die Gemeinde zu Gebet und Anbetung aufrufen. Dann übernahm Gott die Leitung.

Diese demütigenden Anfangserfahrungen sind mir sehr wich-

tig geworden. Sie zeigten mir, dass ich nicht etwas darstellen muss, das ich nicht bin. Jesus berief Fischer und nicht Absolventen einer Rabbinerschule. Einzige Bedingung war Natürlichkeit und Aufrichtigkeit. Seine Jünger sollten völlig von ihrem Herrn und seiner Macht abhängig sein. Ebenso musste auch ich aufhören, pastorenhaft zu handeln – wie auch immer das aussah. Gott konnte den Menschen Jim Cymbala nur so gebrauchen, wie er war. Für mich war es ein großer Durchbruch, darauf vertrauen zu lernen, dass Gott meine natürliche Persönlichkeit gebrauchte. Gott hat Heuchelei und Verstellung schon immer verabscheut, vor allem auf der Kanzel. In dem Augenblick, in dem ich versuchte, eine bestimmte Haltung oder Pose einzunehmen, setzte ich im Grunde Gottes Handeln Grenzen.

Was ich jedoch tun konnte, war, mein Bibelstudium noch ernsthafter zu betreiben. Ich begann, mir eine Bibliothek mit theologischer Fachliteratur aufzubauen, und verbrachte jede Woche viele Stunden intensiv mit dem Wort Gottes. Aber ich würde nie ein zweiter John Wesley oder G. Campbell Morgan sein – das war offensichtlich. Ich musste meinen eigenen Stil finden und offen für und abhängig von Gott bleiben.

AUF MESSERS SCHNEIDE

Jede Woche schien eine neue Herausforderung mit sich zu bringen. Der Brenner des Heizungssystems fiel aus; die Reparaturkosten sollten 500 Dollar betragen. Leider erbrachten meine leidenschaftslosen Bemühungen als Spendensammler lediglich Zusagen über 150 Dollar. Ich dachte mehr denn je darüber nach, alles hinzuwerfen.

»Ich bin nicht dafür geschaffen«, sagte ich mir. »Ich habe kein Talent, Pastor zu sein. Ich habe nicht die richtige Stimme. Ich bin kein großer Redner. Ich sehe zu jung aus. Ich bin so müde.«

Weder Carol noch ich wussten, an wen wir uns mit der Bitte um Unterstützung wenden konnten. Meine Eltern lebten zwar

in einem anderen Teil von Brooklyn, aber mein Vater hatte zu diesem Zeitpunkt große Alkoholprobleme und meine Mutter war mit diesen Schwierigkeiten ausgelastet. Deshalb konnten wir nicht sehr auf Ermutigung und Unterstützung von ihrer Seite zählen.

Die Mutter von einem von Carols Freunden hörte, was wir machten, und kam an einem Sonntag vorbei. Sie sprach es nicht aus, aber man konnte erraten, was sie dachte: Was macht ein nettes junges Paar wie ihr beide an diesem Ort? Wir merkten schnell, dass der Großteil der weißen Mittelklasse-Christen in anderen Teilen der Stadt weder unsere Räumlichkeiten noch die Gemeinde sehr anziehend fanden.

Einige der Mitglieder, die wir »geerbt« hatten, fielen so sehr aus dem Rahmen der Gemeinde, waren so mit sich und ihren eigenen Vorstellungen beschäftigt, dass ich schließlich zu beten begann, dass sie die Gemeinde verließen. Ein Mann informierte mich, dass auch er ordiniert sei und man ihm das Recht zugestehen solle, an den Sonntagabenden zu predigen. Ein Blick auf sein geistliches Leben ließ aber vielmehr das Gegenteil ratsam erscheinen.

Konfrontation war schlecht möglich, weil wir es uns kaum leisten konnten, Leute zu verlieren. Wenn aber diese Mitglieder in der Gemeinde blieben, wäre das Ergebnis beständige Uneinigkeit – und ich wusste, dass Gott ein solches Chaos nie mit der geistlichen Kraft segnen würde, die wir so verzweifelt brauchten. Einer nach dem anderen verließen diese Mitglieder die Gemeinde. Bei einigen Gelegenheiten half ich der Erhörung meiner Gebete nach, indem ich einigen Leuten vorschlug, den Gedanken in Erwägung zu ziehen, sich einer anderen Gemeinde anzuschließen. Ich lernte, dass ich als Pastor, genauso wie als Basketballtrainer, manchmal die Konfrontation suchen musste.

Trotz dieser Abgänge bestand die Gemeinde nicht mehr nur aus 20 Mitgliedern; sie wuchs sogar auf 40 bis 45 Besucher an.

Die Finanzlage blieb jedoch weiterhin schwierig. Freunde stellten uns manchmal Tüten mit Lebensmitteln vor die Tür, wofür wir sehr dankbar waren. In meinem ersten Jahr in Brooklyn bekamen wir insgesamt 3 800 Dollar Gehalt (Der nationale Durchschnitt für einen Haushalt unserer Größe lag bei 14 000 Dollar!). Im zweiten Jahr steigerten wir uns auf immerhin 5 200 Dollar.

An mehr als einem Samstagabend im Winter dachte ich über die Tatsache nach, dass der Gottesdienstbesuch am nächsten Morgen wegen des Schnees vermutlich niedrig sein würde – die meisten unserer Mitglieder konnten sich kein Auto leisten. Das bedeutete auch eine geringere Kollekte. In solchen Augenblicken fragte ich mich, wie ich einen weiteren Sonntag überleben sollte. Ich hoffte sogar, dass durch irgendein Wunder am nächsten Morgen die Sonne schien.

Carol gründete einen kleinen Chor, der insgesamt aus neun Sängern bestand. Aber auch dort traten bald Probleme auf. Kaum hatte der Chor begonnen, in den Gottesdiensten zu singen, als ein unverheiratetes Mädchen aus dem Chor schwanger wurde und nicht mehr teilnehmen konnte.

Nachdem wir uns einige Sonntagabende zu Gebetszeiten um den Altar versammelt und die Leute sich daran gewöhnt hatten, zu Gott zu rufen, stiegen die Besucherzahlen auf 50 oder 60 an. Aber ich wusste, dass Gott noch viel mehr tun wollte ... und auch tun würde, wenn wir ihm guten Boden dafür bereiteten, in dem er arbeiten konnte. Ich hatte es satt, noch länger vor der Realität die Augen zu verschließen und eine Verhaltensweise an den Tag zu legen, die ich seit meiner Kindheit bei anderen nur allzu gut kannte – eine Verhaltensweise, die immer darauf schaut, was Gott irgendwann vor langer Zeit bei einer Erweckung getan hat, oder die leidenschaftlich »das Kommen von Gottes großartigem Wirken« in naher Zukunft voraussagt. Die Wahrheit war, wie ich wusste, dass es unzählige Gemeinden in der Stadt und im Land gab, die in einem Jahr keine 100 be-

kehrten Sünder getauft hatten und noch nicht einmal in mehreren Jahren zusammengenommen so viele Menschen erreicht hatten. Zu Gemeindegewachstum kam es gewöhnlich nur, wenn jemand eine Gemeinde verließ und sich einer anderen anschloss. New York war ein hartes Missionsgebiet, aber eine solche Art von Wachstum war sicher nicht das, was Gott mit uns vorhatte.

Was wir stattdessen brauchten, waren frischer Wind in unserer Gemeinde und neues Feuer für unseren Glauben. Wir brauchten den Heiligen Geist, der das Leben der verzweifelten Menschen um uns herum veränderte. Alkohol- und Heroinmissbrauch waren in unserer Gegend an der Tagesordnung; auch LSD war ein Problem und Kokain begann gerade erst seinen heimtückischen Siegeszug. Nur ein paar Straßenzüge von der Gemeinde entfernt arbeiteten Prostituierte. Die Gegend verkam zusehends. Jeder, der es sich irgendwie leisten konnte, bemühte sich, aus dieser Umgebung wegzukommen.

Ich verzweifelte regelrecht bei dem Gedanken, dass mein Leben verfliegen könnte, ohne dass ich erlebt hatte, wie sich Gottes Macht bei uns zeigte. Carol und ich wollten nicht einfach nur auf der Stelle treten. Ich sehnte mich nach Veränderung und schrie deswegen zu Gott – ich sehnte mich nach Veränderung für mich, für die Gemeinde, für unser Herz für Menschen, für unser Gebetsleben.

Eines Tages sagte ich Gott, dass ich lieber sterben als während meines ganzen Dienstes als Pastor nur auf der Stelle treten wollte und dass ich es satt hatte, immer nur über die Macht des Wortes und des Geistes zu predigen, aber nie etwas davon zu sehen. Ich schreckte vor dem Gedanken zurück, einfach nur mehr Gottesdienste in der Gemeinde anzubieten. Ich sehnte mich danach, dass Gott in unserem Leben und unserem Dienst einen Durchbruch schenkte!

DIE VERHEISSUNG

Etwa zu dieser Zeit bekam ich einen Husten, der einfach nicht weggehen wollte. Ich hustete sechs Wochen lang so stark, dass Carol nachts kaum noch Schlaf finden konnte. Jeden Tag spuckte ich Schleim.

Meine Schwiegereltern machten sich solche Sorgen um mich, dass sie mir den Flug nach Florida bezahlten, damit ich mich in der warmen Sonne erholen konnte. Ich machte mich dankbar auf den Weg. Der einzige Wermutstropfen war, dass ich Carol und die zweijährige Chrissy zurücklassen musste.

Eines Tages fuhr ich zusammen mit 20 oder 30 Touristen auf einem Fischerboot aufs Meer hinaus. Der Himmel war strahlend blau, das warme Wasser des Golfs von Mexiko plätscherte sachte an den Sandstrand. Möwen kreischten und flogen im Sturzflug um uns herum. Die Sonne tat meiner Lunge gut.

Als wir ins tiefere Wasser kamen, lachten und redeten die anderen über die Fische, die sie an diesem Nachmittag zu fangen hofften. Auch ich hielt eine Angel in der Hand, aber in Gedanken war ich an einem anderen Ort. Ich ging ans Ende des Bootes, weg von den anderen, und starrte auf den weiten Horizont.

Ich ließ mir die vielen Konzepte und Strategien, die ich über Gemeindegewachstum gehört und gelesen hatte, durch den Kopf gehen. Ein christlicher Leiter hatte mir einmal gesagt: »Vergiss das institutionelle Gemeindegebäude; heutzutage spielt sich alles in Treffen in Privathäusern ab. Du kannst dein Gemeindehaus ebenso gut verkaufen. Gott macht etwas völlig Neues.«

Eine ehemals große und alteingesessene Baptistengemeinde, die nur ein paar Häuserblocks von uns entfernt lag, hatte viel Geld in einen ganzen Fuhrpark von Bussen investiert, um möglichst viele Kinder in die Gemeinde bringen zu können. Das Resultat waren hohe Versicherungen, chronischer Vandalismus und eine Gemeinde, in der sich nichts verändert hatte.

Ich hatte größere Gemeinden besucht, die sich darauf zu kon-

zentrieren schienen, säkulare Redner und Musiker einzuladen, die gerade »in« waren. Das half dabei, die Gemeinde besser zu verkaufen – zumindest gegenüber anderen Christen. Wie einer der Pastoren sagte: »Ich »stehle« keine Schafe aus anderen Gemeinden, aber ich lasse meine Tore gerne weit offen stehen.«

Egal, ob das nun ein angemessener Ansatz war oder nicht, er kostete Geld, also schied er für unsere Gemeinde aus. Niemand würde für das magere Honorar, das wir ihm bieten konnten, nach Brooklyn kommen. Außerdem hatten Carol und ich voreinander offen zugegeben, dass Brooklyn Tabernacle zum Untergang verurteilt war, wenn Gott nicht eingriff. Wir konnten nichts tun. Wir konnten uns unseren Weg aus der Misere nicht bahnen, indem wir Dinge organisierten, vermarkteten oder irgendwelche Programme durchzogen. Die peinliche Wahrheit war, dass manchmal nicht einmal ich Lust hatte, zum Gottesdienst zu kommen. So schlecht standen die Dinge zu diesem Zeitpunkt.

Das Einzige, das uns noch helfen konnte, war das Eingreifen Gottes – oder wir würden untergehen.

»Herr, ich habe keine Ahnung, wie ich ein erfolgreicher Pastor werden kann«, betete ich während meines Florida-Aufenthaltes da draußen auf dem Wasser. »Mir fehlt einfach die nötige Ausbildung. Ich weiß nur, dass Carol und ich mitten in New York arbeiten und um uns herum sterben die Menschen an einer Überdosis Heroin, sind vom Materialismus völlig gefangen und so weiter. Wenn das Evangelium eine so große Macht hat ...«

Ich konnte meinen Satz nicht beenden. Die Tränen stiegen mir in die Augen. Zum Glück waren die anderen auf dem Boot zu weit weg und damit beschäftigt, ihre Angelschnüre im blau-grünen Wasser zu beobachten.

Dann hörte ich leise, aber nachdrücklich die Worte tief in meinem Geist. Ich spürte, dass Gott zu mir sprach: »Wenn du und deine Frau mein Volk dazu anleiten, zu mir zu beten und

meinen Namen anzurufen, dann wird es dir nie an etwas mangeln, worüber du predigen kannst. Ich werde euch mit so viel Geld versorgen, wie ihr braucht, sowohl für die Gemeinde als auch für deine Familie, und ihr werdet nie ein Gebäude besitzen, das groß genug ist, um all die Menschen zu fassen, die ich zu euch bringen werde.«

Ich war überwältigt. Meine Tränen flossen stärker. Ich warf einen Blick zu den anderen Mitreisenden, die immer noch mit Angeln beschäftigt waren. Niemand schaute in meine Richtung.

Ich wusste, dass ich Gottes Stimme gehört hatte, auch wenn ich keine merkwürdige Vision, nichts Sensationelles oder Besonderes erlebt hatte. Gott stieß mich einfach auf die einzige Lösung für unsere Situation – genau genommen auch für die Situation jedes anderen. Sein Wort an mich gründete tief in unzähligen Verheißungen, die an vielen Stellen in der Bibel wiederholt werden; solche Versprechen hatten im Laufe der Geschichte immer wieder Erweckungen durch den Heiligen Geist ausgelöst. Durch solche Versprechen ließen sich Charles G. Finney, D. L. Moody, A. B. Simpson und andere Männer und Frauen machtvoll gebrauchen. Es war nichts Neues für mich, aber nun nahm Gott mich heraus und ließ mich seine Macht selbst erfahren. Er sagte mir, dass meine Sehnsucht nach ihm und seiner verändernden Macht gestillt werden würde, wenn ich meine winzige Gemeinde dazu brachte, ihn im Gebet anzurufen.

Als das Boot später an diesem Nachmittag wieder anlegte, fühlte ich eine wunderbare Ruhe in mir. Ein paar Tage später flog ich nach New York zurück. Äußerlich war ich noch derselbe junge Pastor, der ich immer gewesen war. Aber alle modernen Trends und neuen Konzepte über Gemeindegrowth waren jetzt für mich unwichtig geworden. Gott hatte versprochen, uns zu versorgen und auf unser Rufen nach göttlicher Hilfe zu antworten. Wir standen nicht alleine da bei dem Versuch, das Unmögliche in einer herzlosen Welt zu versuchen. Gott war an

unserer Seite und er würde sich für uns einsetzen.

Eine unglaubliche Begeisterung erfasste mich. Ich freute mich sogar auf den nächsten Sonntagmorgen in der Atlantic Avenue.

EINE GEMEINDE »FÄNGT FEUER«

Kapitel 2

»Willkommen zu Hause, Pastor Cymbala«, begrüßten mich die Leute, als sie mich an diesem Morgen sahen. »Hatten Sie eine gute Zeit in Florida? Was macht Ihr Husten?«

Ich entgegnete ihnen, dass mein Husten schon viel besser sei, aber innerlich konnte ich es kaum erwarten, ihnen etwas weit Wichtigeres mitzuteilen. Schon kurz nach Beginn des Gottesdienstes sagte ich: »Brüder und Schwestern, ich habe das Gefühl, dass Gott mir etwas über die Zukunft dieser Gemeinde gesagt hat. Während ich in Florida war, bat ich Gott, uns dabei zu helfen – mir dabei zu helfen – zu erkennen, was er sich am meisten von uns wünscht. Und ich glaube, ich habe auch eine Antwort darauf bekommen.

Es ist nichts Ausgefallenes oder Spektakuläres und auch keine grundlegende Veränderung. Aber ich möchte Ihnen heute in aller Ernsthaftigkeit sagen: Von nun an werden die Gebetszusammenkünfte das Barometer unserer Gemeinde sein. Was am Dienstagabend geschieht, wird das Maß für jeden Erfolg oder Misserfolg sein, denn das wird das Maß sein, nach dem Gott uns segnet.

Wenn wir Gott anrufen, dann wird er uns antworten, denn das hat er uns in seinem Wort versprochen. Dann wird er die Menschen zu sich ziehen, die ihn noch nicht kennen, und er wird uns mit seinem Heiligen Geist erfüllen. Wenn wir ihn nicht anrufen, dann wird auch nichts passieren – überhaupt nichts. So einfach ist das. Egal, was ich predige oder was uns unser Ver-

stand sagt: Die Zukunft wird von unseren Gebetszeiten abhängen.

Das ist der Motor, der die Gemeinde antreiben wird. Ja, ich möchte, dass Sie weiterhin am Sonntag zum Gottesdienst kommen – aber das Entscheidende wird am Dienstagabend geschehen. Carol und ich haben uns für diese Vorgehensweise entschieden, und ich hoffe, Sie werden sich uns anschließen.«

Ein Pastor aus Australien (oder vielleicht auch Neuseeland) war zufällig an diesem Vormittag im Gottesdienst – ein seltenes Ereignis. Ich stellte ihn vor und lud ihn ein, ein paar Worte zu sagen. Er kam nach vorne und gab nur den folgenden Kommentar ab: »Ich habe gehört, was Ihr Pastor eben gesagt hat. Ich möchte Ihnen noch etwas mitgeben, über das Sie nachdenken sollen: An der Anzahl der Leute, die am Sonntagvormittag zum Gottesdienst kommen, kann man ablesen, wie populär eine Gemeinde ist. An der Anzahl der Leute, die am Sonntagabend zum Gottesdienst kommen, kann man ablesen, wie populär der Pastor oder Evangelist ist. An der Anzahl der Leute, die zur Gebetsversammlung kommen, kann man ablesen, wie populär Jesus ist.«

Und mit diesen Worten ging er wieder auf seinen Platz. Das war alles, was er sagte. Ich sah ihn nie wieder.

DER NEUANFANG

Falls Sie glauben, dass meine Worte an die Gemeinde seltsam und anmaßend klangen: Bedenken Sie, dass sie sich nicht sehr von dem unterscheiden, was Charles Haddon Spurgeon, der große britische Prediger, fast genau 100 Jahre zuvor in einer Predigt gesagt hatte:

»Der Zustand einer Gemeinde lässt sich sehr genau an ihren Gebetsversammlungen messen. Die Gebetsversammlung ist ein Gnaden-o-meter, von dem wir das Wirken Gottes unter den Menschen ableiten können.

Wenn Gott einer Gemeinde nah sein soll, muss diese Gemeinde beten. Und wenn er einer Gemeinde nicht nah ist, ist eines der ersten Zeichen seiner Abwesenheit eine Trägheit im Gebet« (Tom Carter, Spurgeon at His Best, Grand Rapids, Baker, 1988, S. 155).

Am ersten Dienstagabend kamen 15 bis 18 Leute. Ich hatte mir keinen besonderen Plan und kein bestimmtes Programm zurechtgelegt. Ich stand einfach auf und führte die Leute in eine Zeit, in der wir Lieder sangen und Gott anbeteten. Darauf folgte eine ausgedehnte Gebetszeit. Ich spürte neue Einheit und Liebe unter uns und Gott schien uns miteinander zu verbinden. Ich hielt auch keine normale Predigt; wir spürten einfach eine neue Freiheit, auf die Gegenwart Gottes zu warten und darauf, dass er zu uns sprach.

In den folgenden Wochen waren deutliche Antworten auf unsere Gebete zu erkennen. Allmählich kamen neue Leute in die Gemeinde, die Talente und Fähigkeiten mitbrachten, die uns weiterhelfen konnten. Verwandte, die Gott noch nicht kannten, und völlig Fremde kamen. Wir bezeichneten uns intern als »Notaufnahme des Heiligen Geistes«, wo Menschen mit einem geistlichen Trauma Heilung erfahren konnten. In den meisten Krankenhäusern ist die Notaufnahme nicht so schön ausgestattet wie der Rest des Hauses, aber sie ist sehr effizient darin, Leben zu retten.

Wir waren ein erstklassiges Beispiel für das, was der große schottische Andachtsschreiber Andrew Bonar im Jahr 1853 geschrieben hat:

»Gott möchte, dass sein Volk erkennt, dass die einzige Hoffnung im Gebet liegt. Darin liegt die Macht der Kirche gegen die Welt« (Andrew A. Bonar, Heavenly Springs, Carlisle, PA, Banner of Truth Trust, 1904, S. 15).

Woche für Woche ermutigte ich die Leute zu beten. Und wie

Samuel Chadwick vor langer Zeit einmal sagte, besteht die größte Antwort auf Gebet in noch mehr Gebet.

Wir kamen nicht zusammen, um einander beim Formulieren eloquenter Gebete zuzuhören; dazu waren wir zu verzweifelt. Wir konzentrierten uns auf die Vertikale, auf Gott, und nicht auf die Horizontale, also aufeinander. Einen Großteil der Zeit riefen wir als ganze Gruppe zu Gott, wobei wir alle gleichzeitig laut beteten, was wir auch noch heute praktizieren. Manchmal reichten wir uns die Hände und bildeten Gebetskreise, oder einzelne Leute, die bestimmte Anliegen hatten, sprachen diese laut aus.

Die Form eines Gebetstreffens ist bei weitem nicht so entscheidend wie das Wesentliche – der Inhalt: den Allmächtigen zu berühren, mit dem ganzen Sein nach ihm zu rufen. Ich war schon in lautstarken Gebetsversammlungen, die überwiegend Show waren. Ich habe stille Gebetszeiten in Gruppen erlebt, die zutiefst geistlich waren. Die Atmosphäre eines Treffens kann variieren; wichtig ist, dass wir dem Gott des Universums begegnen, und nicht nur einander.

Ich entspannte mich allmählich auch in den Sonntagsgottesdiensten und hörte auf, sie mit einem festen Programm unter Kontrolle zu halten. Die übliche Form – zwei Lieder, Ansagen, eine Einlage vom Chor, Kollekte, dann die Predigt, und am Ende der Segen – wurde mehr und mehr aufgebrochen, als Gott mich lockerer machte. Ich musste nicht mehr so nervös, verkrampft oder unecht sein. Ich hatte mich nur aus lauter Angst geschützt.

Die Leute wollten keine kunstvollen Predigten oder organisatorischen Hochglanz. Sie sehnten sich einfach nach Liebe. Sie wollten wissen, dass Gott sie annehmen und ihnen eine zweite Chance geben würde.

Als die Leute Gott näher kamen, die Fülle des Heiligen Geistes erlebten und ihre erste Liebe zu Gott wiederentdeckten, begannen sie, ganz natürlich am Arbeitsplatz, bei ihren Nachbarn

Interesse geweckt?

Bestellen Sie das Buch
versandkostenfrei
für 14 Euro inkl. MwSt.
einfach per Email an
info@movement-verlag.de